

Die Schweiz wird porträtiert

Autor(en): **Schürch, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SCHWEIZ WIRD PORTRATIERT

VON ERNST SCHÜRCH

André Siegfried hat sich durch seine Bücher über fremde Länder und Völker in die Französische Akademie hineingeschrieben. Er hat eine Menge von Beziehungen und Vergleichsmitteln, über die nicht leicht ein anderer verfügt, um die Schweiz richtig ins Weltbild zu setzen, und er ist mit der Erfahrung von 73 Jahren zu uns gekommen, um das Porträt aufzunehmen. («*La Suisse, démocratie-témoin*», La Baconnière, Neuenburg.) Mit allen Sinnen ergreift er eine Landschaft, eine geistige Luft; er weiß, daß ein deutscher Bahnhof anders riecht als ein französischer, und er weiß auch warum; denn er ist Wirtschaftsgelehrter und kennt den Unterschied zwischen verschiedenen Schmierölen. Feinnervig empfindet er die Helle und Tönung der Landschaften. Gegen den in der Erinnerung mitgebrachten Meerhimmel von Le Havre erscheint ihm das schwere Grün der schweizerischen Landschaft mit den brennenden Punkten der überall glühenden Geranien etwas hart, und er erinnert sich, wie klar und zart die kahlen Bergrücken (so liebe man sie) im kristallinen und gegen Abend pfirsichweichen Luftmeer des Südens sich abheben — während wir uns eher daran erinnern, daß nach Homers Schilderungen die Berge am und im Mittelmeer nicht immer so schamlos abgeholzt und verkarstet waren, was hier nur nebenbei angemerkt sei, weil André Siegfried doch Nationalökonom ist.

Nun, er macht es dem Leser in seinem mit Vergnügen geschriebenen Buch behaglich, und so mag man bei allem schuldigen Respekt da und dort versucht sein, einen etwas leichten Ton anzuschlagen. Zum Beispiel hier:

Er setzt seinem Buch u. a. einen halben Satz aus Lukrez voran: «*Suave mari magno, turbantibus aequora ventis . . .*» und haut dann ab. Ergänzen wir, so finden wir in *cauda venenum*:

«*E terra magnum alterius spectare laborem.*»¹

Will Siegfried den Schweizern eine solche Haltung vorwerfen? Er sagt es nicht ausdrücklich. Denkt er wohl: «*Sapienti sat, und Nichtlateiner geht's nichts an?*» Schwerlich.

Es hielt aber, als Siegfried in unserem verschonten Lande sich um-

¹ Behaglich, auf hohem Meer bei flutaufwühlenden Winden / Einen andern beschaun, der in schwerer Seenot sich mühet.

sah, gewiß schwer, den Spruch von dem Menschen, der vom Trockenen aus behaglich der Seenot der andern zuschaut, nicht wenigstens anzutönen. Darum dürfen wir den ausgelassenen Sinn des angefangenen Zitates aufgreifen und versichern, daß die Freude von Spießbürgern, an Sonn- und Feiertagen gemütlich von Kriegen «hinten weit in der Türkei» zu schwatzen, und nun gar das Vergnügen, «alterius spectare laborem», uns Schweizern gründlich vergangen ist, und daß die Art, wie gerade die Franzosen ihre Demokratie navigieren, ungemütlich stimmt, beunruhigt, uns mittelbar sogar gefährdet. Es wäre eine häßliche Dummheit, wollten wir uns an der Mühsal anderer erlaben, und Siegfried hält die Schweizer für außerordentlich klug. Und er hat uns übrigens lieber, als man einen schadenfrohen Banausen haben kann, wenn man selber ein so hochkultivierter Geist ist, wie unser berühmter Porträtist.

Siegfried hat der Schweiz scharf ins Gesicht gesehen, und sein Gemälde enthält viele Züge, die sonst gerade den Franzosen zu entgehen pflegen. Er hat aber das ganze zu einem Kunstwerk erhöht, das uns gelegentlich fast zu schön vorkommen will. Was er, immer im Vergleich zu andern Völkern, über das Verhältnis zwischen der nationalen und der internationalen Seite der schweizerischen Existenz sagt, verblüfft durch dogmatische Schärfe und Unbedingtheit: die Schweizer seien gleichzeitig das internationalste (nach der Zusammensetzung) und das nationalste Volk (nach der Gesinnung). Am meisten bewundert er den unvergleichlichen Bürgersinn, den er hier getroffen hat. Ganz richtig findet er wenigstens eine Teilerklärung, die ihm an der Glarner Landsgemeinde von 1947 eingefallen sein mag: es liegt weniger Distanz zwischen dem Bürger und dem Gemeinwesen als sonst mancherorts; der Gemeinsinn erwächst ja ganz natürlich aus den Gemeinden, den Keimzellen der Eidgenossenschaft. Der Bürger empfindet darum die gemeinsame Sache auch eher als seine persönliche Angelegenheit. Uebrigens entdeckt Siegfried in diesem Bürgersinn, nicht leicht widerlegbar, eine egoistische Grundlage, die aus den Vorteilen der Zugehörigkeit zu gewissen Gemeinden bestehe: Gemeinnutz und Eigennutz verbunden durch — den Burgernutzen. So würden wir die Entdeckung vielleicht formulieren.

Es scheint ihm auch, daß Interessen und Ideen in der Schweiz weniger weit auseinanderklaffen, als etwa in Frankreich — was ja nun von einer gewissen Dürftigkeit und Trockenheit unserer Ideen herkommen könnte. Angesichts der praktischen Nüchternheit unseres Volkes hält er uns vor, wieviel reicher und glänzender die politische Gedankenwelt der Franzosen sei, die immer noch in die Welt ausstrahle und so reiche Früchte an geistiger Geltung und an Liebe eintrage. Er ist ergriffen, zu sehen, wie sehr die Schweiz in der Zeit der

politischen Sonnenfinsternis die Strahlung des französischen Geistes vermißt habe. Man braucht sich aber nicht einmal in das Gebiet des Ideellen und Idealen zu versteigen, um zu begreifen, daß ein aufrechtstehendes Frankreich zu den Bedürfnissen der Schweizer gehört, die an andern Grenzen schon genug Gelegenheit haben, in Abgründe hinunterzublicken.

Die ganze Schweiz ist ein sehr unlateinisches Gebilde. Das Widersprüchlichste hat sich in ihr zusammengefunden. Die Klarheit cartesischen Denkens, die intellektuelle Zucht, die bis zur reinen Fassung des Gedankens vordringt, ist in unserer Politik nicht zu Hause, und wenn etwa ein Genfer den Deutschschweizern über allgemeine Gedanken Vortrag hält, dann hören sie höflich zu, freuen sich über den glänzenden Geist, bewundern ihn und sagen sich im stillen: «Wenn ihm das Freude macht, dann wollen wir nicht stören.» Solche kleine Züge lassen beinahe vermuten, daß der Urheber selbst mit Deutschschweizern diskutiert und dabei seine feine Witterung hat spielen lassen.

Es ist ja wahr, eine gewisse Eloquenz lassen wir über uns ergehen; aber wir schätzen das Ergebnis höher als Worte und Gesten, und eine «généralité» von der Art eines Wortes aus der Konventszeit: «Périsent les colonies plutôt qu'un principe!» wäre in der Schweiz in keiner ihrer Landessprachen zu wagen.

Wir haben in der Tat von einem so ungewöhnlich welterfahrenen Franzosen, der schon über England, Nord- und Lateinamerika und gar die Demokratie in Neuseeland klassische Bücher geschrieben hat, sich in Deutschland wie im Osten auskennt, allerlei auch über uns selber zu lernen. Siegfried schreibt einiges von unsern Welschen, das schalkhaft genug ist, um alle zu ergötzen. Er wundert sich, daß er am Léman mehr Royalisten finde, als er in ganz Frankreich zusammentreiben könnte, und fragt sich, wo ein Waadtländer Radikaler in Frankreich seinen politischen Platz fände. Die Welschen kokettieren zuweilen mit ihrem gallischen Wesen und sogar mit den Fehlern der Franzosen; dagegen sind in ihren Augen die Deutschschweizer schwerfällig, langsam, gründlich usw. Nun aber müssen sie vernehmen, daß sie auf französische Franzosen den gleichen Eindruck machen, wie die Deutschschweizer auf sie, und sicherlich haben sie, sagt Siegfried, durch das Zusammenleben mit diesen einige deutschschweizerische Tugenden erworben (quelle horreur!).

Wie treffend bemerkt Siegfried, die Welschen seien im Grunde ihres Wesens genußfreudige Burgunder, auf die der Calvinismus mit seinem asketischen Zug wenig passe. Wir möchten sogar glauben, daß Rabelais mit seiner Weisheit:

«Le mal temps passe et retourne le bon
Pendant qu'on trinque autour de gras jambon»,

nicht nur im Waadtland, sondern auch anderswo auf inniges Verständnis stößt; wir kennen solche Burgunder etwa auch in Solothurn — wie denn überhaupt höflich zu bemerken wäre, daß solche Naturanlagen nicht durchaus der Sprachgrenze, und die Sprachgrenze ja nicht, wie sie unser gelehrter Freund etwas großzügig zeichnet, der Aare, sondern eher, und auch das nur sehr ungefähr, der Saane entlang geht. Die Aare war Grenze zwischen den Bistümern Konstanz und Lausanne. Das mag schuld sein, daß Siegfried schreibt, als ob sie jemals auch die deutsche von der welschen Schweiz geschieden hätte. Bern, das auf dem linken Ufer der Aare gebaut wurde, war jederzeit eine Festung der deutschen Sprache, und doch wurde es einmal gepriesen als «Burgundens crôn», und eine Berner Platte sieht genau gleich aus wie ein plat vaudois, und man kann beide für pantagrue-lische Appetite ausstatten.

Der freundliche Gast liebt Bern mehr als vor einem Jahrhundert die displaced person des zwangsverschickten Gobineau, und Zürich nennt er bewundernd «die Schwester Mailands und Base Münchens» (nicht umgekehrt). Hier findet er etwas, das aus dem schweizerischen Rahmen schon recht bedenklich hinausgewachsen ist und sich nur ausländischen Erscheinungen an die Seite stellen läßt.

Am meisten muß uns wundernehmen, was der Professor für Wirtschaftsgeographie am Institut de France, Mitglied der französischen Delegation an unzähligen internationalen Wirtschaftskonferenzen und beim Völkerbund, aus allem, was er in der Welt herum gesehen hat und sonst weiß, vom *wirtschaftlichen* Dasein der Schweiz denkt. Seine luziden Darstellungen sind aus einer souverän beherrschten Masse statistischer Angaben herausgezogen.

Alles in allem: die Bewunderung, die er zuweilen mit einem gelinden Zweifel an der Dauerhaftigkeit des Bestehenden für die politische Schweiz und ihre Vertreter im In- und Ausland hegt, ist hier fast zur Begeisterung gesteigert. Er findet eine industrielle Aristokratie in unserem «zur Qualität verurteilten» Lande, die erwachsen ist aus dem Handwerk, soweit es die Arbeiterschaft angeht, und aus der Wissenschaft, vorab der Mathematik, soweit es die geistige Führung und praktische Forschung angeht. Euler habe die erste Turbine entworfen, und übrigens durch die Begründung der Wahrscheinlichkeitsrechnung das Fundament der weltumspannenden schweizerischen Versicherung und Rückversicherung gelegt.

Der eine oder andere Leser wird aufatmen, wenn er liest, was Siegfried vom schweizerischen Beitrag zum Aufbau ausländischer

Industrien denkt. Ein Teil dieses Beitrages besteht ja aus Werkzeugmaschinen und andern Einrichtungen und Hilfsmitteln der Industrie. Je höher sich ein Land technisch entwickle, um so größer, meint er, werde gerade das Bedürfnis nach der schweizerischen Qualität des Instrumentariums; da brauchen uns solche Länder, die zu früh das Schlepptau zerschneiden, nicht bange zu machen: die kämen dann in der Konkurrenz nicht lange mit. Andererseits denken wir daran, daß wir auch schon ganze Industrien exportiert und davon nur noch eine Art Superholdingstelle verbunden mit der wissenschaftlichen Ausbildung des Nachwuchses behalten haben, was ein schwacher Ersatz für die Nestlé- und ähnliche Fabriken ist.

Mit besonderer Liebe beugt sich Siegfried über das schweizerische Textilgewerbe (sogar in Appenzell I.-Rh.). Auch hier findet er die Qualitäten, die gerade zum Luxus gehören, die solide Handschrift der tüchtigen und gewissenhaften schweizerischen Arbeitshand, die immer wieder international zur Geltung kommen müsse. Der Verfasser stammt aus einer nach Le Hâvre gezogenen Textilfirma in Mülhausen.

Das aber kann er nicht verschweigen, daß der auf eine so schmale natürliche Basis getürmte gewaltige industrielle Ueberbau zum Teil auf nicht mehr bestehenden Voraussetzungen beruht, auf der Voraussetzung namentlich eines mehrseitig freien Welthandels, der sich auf ein gemeinsames Zahlungsmittel stützt. Nun ist das Pfund, wie so viele andere Währungen, zum zweitenmal abgewertet, und mit manchem Land gibt es nur noch einen rohen Tauschhandel. Auch sind schon Bestellungen wegen Armut des Bestellers zurückgegangen.

Die passive Handelsbilanz macht ihm natürlich keine Sorge. Die Schweizer verstehen, was den meisten Franzosen unbegreiflich ist, daß das Handelsdefizit ein Zeugnis begründeten Kredites ist, und daß die Lücke ausgefüllt wird durch den Fremdenverkehr, den Kapitalexport (der gleichbedeutend sein sollte mit dem Import der Früchte des Kapitals), das Versicherungsgeschäft und durch die «Dienste», aus denen die Vereinigten Staaten jährlich eine halbe Milliarde Dollars beziehen; solche Dienste können, wie ein Blick in die Versandräume in Winterthur, Oerlikon und Baden den Verfasser gelehrt hat, auch für die Schweiz wichtig werden. Die Errichtung von Anlagen, die Montierung von Maschinen, das Anlernen des Personals im Ausland zählt dazu.

Die ungewöhnliche Geldflüssigkeit, verbunden mit einer außerordentlichen internationalen Kaufkraft des Geldes, kommt, wie es Siegfried sieht, zum Teil vom Import von Fremdkapitalien, den *Fluchtgeldern* im schweizerischen Asyl her. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes hat seinerzeit Finanzleute vertrieben, von denen einige in Genf Banken gegründet haben, und die gleichen Familien haben

später in Paris das Geschäft unter dem gleichen Familiennamen aufgenommen, wodurch ein natürlicher Kanal für die Ableitung französischer Gelder nach der Schweiz gegeben war. Heute noch ist ein beträchtlicher Teil des Pariser Bankgeschäftes in protestantischen Händen.

Näheres vermag Siegfried über die Beträge nicht zu melden. Er fand verschlossene Tresors, Bankrechnungen und Ohren. Die DepONENTEN seien nur dem Bankdirektor bekannt und erschienen in der Buchhaltung unter einer bloßen Ziffer. Aber er meint, man spüre bis in die Arbeitermassen der Schweiz hinaus den Segen des Fremdkapitals, wobei er wohl das billige Geld und weniger die verhältnismäßige Schwächung der innern Kaufkraft des Schweizerfrankens meinen kann. Er stellt die Frage, ob sich die sonst so loyale und gesetzestreue Schweiz nicht zur Hilfe an Betrüger hergebe, die die Gesetze ihres Landes umgehen.

Leider hat Siegfried von einer andern Seite des gleichen Problems nichts gesagt. Er stellt nicht in Rechnung, daß das fremde Kapital, das in die Schweiz kam, nur das Schweizerkapital ersetzte, das sich nach Amerika flüchtete, und zwar ohne daß sich *diese* Finanzemigration auf Schädigung der Valuta durch die eigene Regierung hätte berufen können. Es war, wie bei dem eher zu entschuldigenden Auszug jüdischer Geschäftsleute, nur die Angst vor Hitler. Es gibt übrigens Länder, die heute über wertbeständige Auslandguthaben ihrer Angehörigen nicht zu unglücklich sein sollten, nachdem sie das eigene Geld zuschanden geritten sehen. Doch das braucht man einem André Siegfried nicht zu erklären; es ist eher nur ein sein glänzendes Buch ergänzendes Gemurmel des schweizerischen Lesers zu sich selbst.

Wie nun, wenn das fremde Geld plötzlich zurückgezogen werden sollte? Wir haben wohl dringendere Sorgen. Der kleinste Teil, findet der Verfasser, liegt auf Abruf da. Das andere wird in Schweizerfranken fest angelegt sein, wohl auch in amerikanischen Papieren. Und es besteht vorläufig wenig Gefahr, daß die Gläubiger der Banken Dollars oder Schweizerfranken in Pfund oder französische Franken umwandeln möchten.

Die *Neutralität* versteht Siegfried verstandesmäßig aus der innern Notwendigkeit und der äußern Lage. Er fragt sich nur (gleich wie bei unserer wirtschaftlichen Sonderstellung), ob die Voraussetzungen unseres internationalen politischen Status nicht weggefallen seien. Und er gibt sich alle Mühe, uns zu beweisen, daß nicht die Neutralität, sondern die Armee und die bitterernste Entschlossenheit, das Land bis zum äußersten zu verteidigen, uns vor bösen Absichten geschützt habe.

Nun, gerade das braucht man nun den Schweizern nicht zu beweisen. Die Neutralität schützt uns, wenn's brenzlich wird, nicht. Aber

wir schützen sie (vereidigen sogar den General auf sie!), weil sie uns den *Verwicklungen* fernhält, die zu Kriegen führen. Es ist also doch kaum so, daß die Schweizer, die sonst gegen Fallstricke zu allgemeiner Ideen gefeit sein sollen, in der Neutralitätsfrage verstiegene Ideologen sind, denen man den Kopf zurechtsetzen, deren Nase man auf die Tatsachen drücken muß.

Die so einfache, klare Lehre, daß es eine schweizerische Neutralität nur unter der Herrschaft des europäischen Gleichgewichts geben könne, mag lange von Herrn de Reynold verkündet worden sein; sie ist darum doch nur eine Schein- oder höchstens eine Viertelswahrheit. Wird das Gleichgewicht gestört, so müssen wir um so entschiedener zur Neutralität stehen, um nicht hinter einer Vormacht in den Malstrom der Großgewalten hineingezogen zu werden. Wir werden gefragt: «Und wenn der Osten bei Buchs beginnt?» Nun, dann stehen wir ja erst recht *zwischen* den beiden Blöcken, in denen sich die Weltpolitik gegenwärtig polarisiert, und für die man mit der größten Anstrengung was sucht? Das Gleichgewicht! Weil es sonst kein Mittel gibt, um den dritten Weltkrieg zu verhüten.

Darum kann heute erst recht nicht davon die Rede sein, daß die Schweiz die neutrale Abseitsstellung aufgibt. Uebrigens ist es Siegfried selber, der den Amerikanern, die diese Ausnahme nicht verstehen wollen, in Erinnerung ruft, daß sie noch vor wenig Jahren selber hitzige Neutralisten gewesen seien (und, so möchte man meinen, aus weniger zwingenden Gründen als die Schweiz). Natürlich kommt die Sonderstellung unseres Landes bei der jüngsten Entwicklung der Machtpolitik in Gefahr — aber da machen wir nun gar keine Ausnahme. Denn was kommt denn *nicht* in Gefahr?

Als der schweizerische Bundesstaat eben errichtet war, fand ein Franzose, die Schweiz sei das Ideal der Demokratie, und ein anderer Franzose schrieb, der gesunde Menschenverstand der Schweizer sei hundertmal mehr wert, als das in Frankreich so geheißene französische Genie. Nach hundert Jahren nennt sich das Buch eines andern Franzosen «La Suisse — démocratie-témoin», und darin lesen wir, die Schweiz besitze das einzige, worauf es ankomme, den Geist, in der Gestalt der «sagesse». Frankreich besitze ihn in der Form der «folie». Zwischen diesen Urteilen bedeutender Geister liegt eine Entwicklung, die allerdings Erstaunliches enthält, aber immer wieder bestätigt, daß die Schweiz sich selber nur treu sein kann, wenn sie bleibt, als was sie 1291 geboren und 1848 wiedergeboren wurde: eine Ausnahme in Europa. Nicht ein Fremdkörper, sondern eine Zelle echt alteuropäischen Wesens, und heute ein Erosionsrest, der in den Besuchern das Heimweh nach einer glücklicheren Vergangenheit weckt.

André Siegfried hat mit Meisterhand das Antlitz dieser aparten

Erscheinung gezeichnet. Zuweilen sehen wir einen dunklen Punkt, der nur dazu dient, die Wirkung des Porträts zu erhöhen, oder auch einen Irrtum, der den Vorzügen eines sehr gehaltvollen kleinen Buches als Folie dient. (So etwa, wenn Siegfried meint, die Schweiz hätte sich den Sanktionen gegen Italien entzogen. Nein, leider nicht: sie fiel wie alle andern auf die verlogene Politik Lavals herein.)

Wir haben allen Grund, für das Gastgeschenk des wohlgesinnten Besuchers zu danken. Es kann uns in einer Zeit, wo nicht wenig darauf ankommt, Verständnis und Freunde werben.